

HELMUT DE WAAL ALTERN TEIL 4 – GEDANKEN ÜBER DEN TOD



WENN WIR ETWAS sicher wissen, dann, dass wir sterben müssen. „Ich muss das Buch noch fertig lesen, dann helf' ich dir beim Arbeiten im Garten“. „Gar nichts muss man“, sagt der Großvater immer, „außer sterben“. Das stimmt für ein Kind

ebenso wie für den Erwachsenen, aber es bekommt mit den Jahren stetig mehr Gewicht.

Was wir sicher und verlässlich wissen, aber verwahren, tritt häufiger mit dem Älterwerden in den Vordergrund. Der Tod zeigt sich an den Menschen, die sich immer öfter aus unserem Umfeld verabschieden – wird weniger zum Solitär (wie wenn beispielsweise die Großeltern sterben), eher zum Normereignis, das sich immer schwieriger wieder vergessen lässt, und auch die Veränderungen, die man am eigenem Leib erfährt, erinnern immer wieder und öfter an unsere Endlichkeit, weil sie immer seltener rückgängig gemacht werden können.

Genauso hat jeder seine Idee, wie das Ende passieren soll, damit es gut ist oder zumindest erträglich, nein, eigentlich gut, sonst wäre es nicht auszuhalten – ein letzter Versuch der Einflussnahme, von dem wir ahnen, dass er ebenfalls sicher zum Scheitern verurteilt ist. Genau so sicher, wie wir um unseren Tod wissen, so wissen wir auch, dass unsere unvermeidlichen Annahmen, wie das sein wird („im Schlaf“, „im Kreis der Lieben“, „durch eigene Hand als letzter Akt von Autonomie“ etc.) von der Wirklichkeit korrigiert werden, der Tod wird anders sein.

Meine Mutter gestaltet, wie viele Menschen, dieses Dilemma auf raffinierte Art, sie bereitet sich nicht auf den Tod vor, sondern auf ihr Begräbnis, also die mit dem Hinscheiden verbundenen Rituale (wie das Begräbnis sein soll, wie die Parte aussehen muss, die Fragen der Verlassenschaft etc.). Aber auch das ist problematisch. Denn das, was sie hier plant, hängt vom Verhalten der dann Hinterbliebenen ab, von denen man jetzt noch gar nicht wissen kann, wer und wie sie sein werden.

Sie muss vertrauen und weiß nicht wem.

Egal, wie wir es angehen, wir sind auf dieses Vertrauen zurückgeworfen, und es ist buchstäblich ein blindes Vertrauen.

Allein werden wir sein, aber nicht notwendigerweise allein gelassen.

Dieses Alleinlassen beginnt früh. Ein Verwandter stirbt, jünger als ich, also jung, zu jung (nach meiner spontanen Perspektive). Krebs, jahrelang hat man mit immer „schwereren“ Chemo-, Strahlen-, etc. etc. -therapien behandelt, bei immer schlechteren Ergebnissen. „Wir geben nicht auf“, „selbstverständlich haben wir noch andere Möglichkeiten“, „natürlich gibt es noch Hoffnung“, was anfänglich die Hoffnung des Patienten war, wird immer mehr zur Ausrede für die Behandler und zum Trost für die Angehörigen, niemand muss Klartext reden.

So oder ähnlich war es immer, „Ich muss wohl sterben“, sagt der Großvater mit seinem Lungenkarzinom, „Nein Vater, du wirst wieder gesund“, antwortet meine Mutter und verbeißt ihre Tränen.

Erst ganz zum Schluss weist die Medizin meinem Verwandten den Weg ins Hospiz, vielleicht zu spät, denn jetzt ist er entsetzt und fühlt sich alleingelassen, schon weil er sich nicht auskennt, niemand sagt, „wir können nichts mehr für Sie tun, aber dort sind Sie gut aufgehoben, wenn Sie sterben müssen“. Die Medizin, die so wacker immer eine mögliche Heilung in Aussicht gestellt hat, hat kein humanes Vokabular für ihre Kapitulation. So fühlt sich mein Verwandter in eine weitere Station der medizinischen Behandlung überwiesen, erst als er dort anlangt, wird ihm langsam klar, worum es geht.

Wir sollten diese Sprachlosigkeit nicht vorschnell der Medizin anlasten, an ihr leiden wir wohl alle, und es ist ein heimliches Leiden. Natürlich reden wir öfter über den Tod, aber allgemein oder im Zusammenhang mit politischen Ideen („mehr palliative Behandlung“ etc.), aber sagen wir dem Menschen, den wir lieben, wie es ganz zum Schluss mit uns sein soll, was wir mit ihm erwünschen und von ihm erhoffen? Ich weiß es nicht. Ich habe Annahmen und Vermutungen, was Menschen miteinander im Bett machen oder machen wollen, was sie sich materiell erträumen, was sie sich von ihren Kindern wünschen etc., kurz, was ein gutes Leben für sie bedeutet. Vielleicht sind meine Annahmen falsch, aber ich kann sie treffen, weil sie Gegenstand von Kommunikation sind, wie sich jemand sein Sterben oder gar ein gutes Sterben vorstellt, das weiß ich nicht. Natürlich

gibt es irgendwo (das brauch ich nur „googeln“) eine sozialwissenschaftliche Publikation, in der jemand genau diese Fragen zum Gegenstand seiner Habilitation gemacht hat. Aber aus dem gelebten Alltag ist der Tod verschwunden, um es anzüglich zu sagen. Wir wissen, dass das nicht immer so war. Der schöne jüdische Witz, wo der sterbende Kaufmann seine vollständig ums Krankenbett versammelte Familie mit den gestammelten Worten überrascht „wer, um Himmels willen, ist

WIR SOLLTEN DIESE SPRACHLOSIGKEIT NICHT VORSCHNELL DER MEDIZIN ANLASTEN, AN IHR LEIDEN WIR WOHL ALLE, UND ES IST EIN HEIMLICHES LEIDEN. NATÜRLICH REDEN WIR ÖFTER ÜBER DEN TOD, ABER ALLGEMEIN ODER IM ZUSAMMENHANG MIT POLITISCHEN IDEEN („MEHR PALLIATIVE BEHANDLUNG“ ETC.), ABER SAGEN WIR DEM MENSCHEN, DEN WIR LIEBEN, WIE ES GANZ ZUM SCHLUSS MIT UNS SEIN SOLL, WAS WIR MIT IHM ERWÜNSCHEN UND VON IHM ERHOFFEN? ICH WEISS ES NICHT.

denn im Geschäft“, kann nur mehr gelesen werden, hören wird man ihn nicht mehr, weil er zu peinlich ist, eine Grenze überschreitet, die wir nicht überschreiten wollen. Aber nicht, weil es dabei ums Sterben geht, darüber gibt es Witze, Filme, TV-Berichte, etc zuhauf, sondern weil die Szenerie der Erzählung in ihrer Intimität und Alltäglichkeit Vorstellungen ans eigene Sterben aufrufen kann. Nicht der Tod ist das Tabu, sondern unser eigener Tod und der unserer Nächsten – und hier beginnt das gegenseitige Alleinlassen und hier könnte es auch wieder aufhören.

HEUTE MÜSSEN wir blind vertrauen.

Natürlich hat es die alte Klosterschwester im Interview mit Elisabeth T. Spira hier leichter. „Worauf freuen Sie sich am meisten?“ „Dass ich beim Herrgott sein werde,

wenn ich gestorben bin, und bei der Mutter Maria, so wie die Mitschwester auch, die meisten zumindest“. Sie hat eine klare Perspektive, was nachher sein wird, und diese Perspektive ist keine rein persönliche Perspektive, sondern auch eine allgemeine mit allgemeinen Gültigkeiten, Anforderungen, aber auch Sicherheiten, sie ist nicht von der „Tyrannei der Intimität“ geplagt, von der Richard Sennett spricht.

Die meisten von uns haben es da schwerer, zu einem haben wir meist keine vergleichbare Aussicht. Selbstverständlich hat die alte Klosterschwester in ihrer Überzeugung ebenfalls kein sicheres Ticket in den Himmel, wir sollten nicht so naiv sein, ihr derartige Naivität zu unterstellen. Ihre Sicherheit ist keine empirische Gewissheit, sondern eine des Glaubens, der täglich erneuert werden muss und wieder errungen, in Gedanken, Worten und Werken. Aber der Lohn dieser Mühen ist eine klare Vorstellung, an der ihre Hoffnung, zumindest probeweise, „weil genau vorstellen kann man sich den Himmel ja nicht“, einmal Maß nehmen kann. Und es

ist nicht ihr privater Himmel, sondern ein allgemeiner, ein sicherer, der auch da ist, wenn sie nicht oder noch nicht dort ist, etwa noch hier herunter oder, das ist auch bei einer Klosterschwester vorstellbar, vorübergehend im Fegefeuer. Sie muss vertrauen, aber nicht blind.

Wir haben aber meistens keine derartige Perspektive, zumindest wenn wir ehrlich sind und uns nicht heimlich bei den Seelenwanderungen bedienen oder irgendwas Esoterisches ausborgen. Wir wissen nicht, was nachher ist und auch nicht, was sein könnte und ob überhaupt was sein wird, eher nein, müssen wir uns eingestehen.

Zudem, im Gegensatz zur erwähnten Klosterschwester, haben wir uns, Teil und vielleicht Kern unserer Identität, selbstreflexiv und selbstbezogen definiert und auch

erkenntniskritisch, konstruktivistisch vielleicht noch dazu. Praktisch heißt das, je mehr wir gewöhnt sind, Ereignisse selbstbezogen wahrzunehmen, „wie erlebe ich das“, „was bedeutet es für mich“, „will ich das“, „wie kann ich es gestalten“, desto eher werden wir im Sterben mit unserer Einsamkeit und Machtlosigkeit konfrontiert. Das Ende gehört dann wirklich ganz uns allein, und ganz zum Schluss, wie immer wir es gestalten (darin wird auch die tapfere und machtvolle Idee des Freitods nichts ändern), sind wir ohne Einfluss, völlig machtlos. Zuerst einmal ist das kaum auszuhalten. Aber es ist noch schlimmer. Man braucht kein besonders überzeugter Erkenntnistheoretiker zu sein, um sich einzugestehen, dass die Welt, wie wir sie wahrnehmen, als solche, also als eben diese, verschwinden wird, wenn ich nicht mehr da bin. Hier kann ich mir etwas vorstellen, was an sich unvorstellbar ist, bezüglich des Sterbens wie auch des Todes sind wir buchstäblich blind. Und wenn wir nicht verzweifeln oder freiwillig verblöden (als Gegenmittel zu dieser Verzweiflung), indem wir uns kindlich oder kindisch verhalten, dann müssen wir blind vertrauen, dass dem Leben so was wie Sinn immanent ist.

Es ist schon witzig, je moderner man ist, desto mehr muss man am Ende glauben. Wenn Augustinus sagt, Gott ist immer anders, nicht nur in dem, was er ist oder nicht ist, auch in dem, was ihn unvermeidlich macht. Was kann hier noch getan werden, angesichts derartiger Ausweglosigkeit im Denken und Handeln, wenn man sich nicht aus Verzweiflung untreu wird und halt irgendwie anders denkt und tut, nur damit irgendein Sinn sichtbar wird. Wir können nichts tun und brauchen es deswegen auch nicht, zumindest nichts Bestimmtes. Thomas Merton sagt den schönen Satz: „Das Wesentliche an der Erlösung ist, dass wir nichts dafür tun können.“

NUR DAS EINGESTÄNDNIS von Sinnlosigkeit und Verzweiflung macht Sinn und Trost möglich.

Deswegen trete ich dafür ein, dass wir über den Tod sprechen und über das Sterben, nicht wie es gut sein könnte – hätten wir derartige Vorstellungen, wären wir hier nicht so still –, sondern über unsere Ratlosigkeit, unsere Scheu, unsere Hilflosigkeit, manchmal unsere

Verzweiflung. Damit zu beginnen heißt, einander nicht allein zu lassen in dem, wo wir allein sein werden. Ich vermute, das wird mühsam sein, aber Glaube – und ich würde das als einen Glaubensakt sehen, vielleicht den wesentlichen – muss erfahren werden. Das wird uns freier machen. Das hoffe ich zumindest, auch für mich selbst, eigentlich vor allem für mich selbst.

DR. HELMUT DE WAAL

ist klinischer Psychologe, Psychotherapeut in freier Praxis (Steyr), Supervisor, Lehrtherapeut an der la:sf, Lehrbeauftragter am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck; Autor zahlreicher Fachpublikationen